

Die Hueb in Kürnbach

Bericht von einer Rekonstruktion

Von Prof. Dr. Ing. Hansjörg Schmid, Biberach

Der erste Rufer war zugleich der älteste: schon im Jahre 1962 forderte der Nestor der südwestdeutschen Bauernhausforschung Dr. Max Lohß, man solle das Bauernhaus „in der Hueb“ als einen der letzten Zeugen der altoberschwäbischen Bauweise nach Kürnbach versetzen, wo der Landkreis Biberach mit dem „Strohdachhaus“ ein etwas jüngeres Denkmal an seinem alten Standort erhalten und als Museum eingerichtet hatte. „Die Hueb“, wie man das Haus über dem Schussentobel bei Zollenreute kurz nannte, war dem Verfall nahe, aber es dauerte noch fast zehn Jahre, bis es abgebrochen wurde und weitere zehn Jahre gingen ins Land, bis der Bau wieder stand. Dies deutet auf eine etwas schwierige Wiedergeburt hin, und von dieser soll hier berichtet werden.



Die Hueb vor dem Abbruch 1971 Foto: Prof. Schmid

Zwei Jahre nach Lohß' Aufruf wurde die Hueb von der Familie Birkenmaier, in deren Besitz das Hofgut seit 1883 ist, aufgegeben, weil der Bau nicht mehr zu erhalten war. Wie bei allen strohgedeckten Häusern hatte die Zerstörung an den Walmkanten eingesetzt, als die letzte Generation der Bauern gestorben war, die noch ein solches Dach pflegen konnten. Das eindringende Regenwasser läßt die Gratrofen korrodieren und das darunterliegende Dachgebälk. Dann bricht der Walm ein und zwingt entweder zum Ersetzen des ganzen Dachstuhls durch ein Ziegeldach, dessen Gewicht ein ganz anderes Tragwerk verlangt – oder zum Abbruch. Auf diese Weise verschwand eines nach dem anderen der altoberschwäbischen Bauernhäuser, von denen der Biberacher Volkskundler Dr. Hermann Kolesch

noch kurz vor dem Zweiten Weltkrieg nicht weniger als 83 fand und beschrieb.

Man muß sich eigentlich wundern, daß es überhaupt solange gedauert hat, denn Prof. Gradmann prophezeite schon 1906, daß diese Hausform bald ausgestorben sein werde. Aber Oberschwaben ist eben eines jener in der Hausforschung sogenannten Rückzugsgebiete, in denen sich altertümliche Formen besonders lange halten, weil der Transfer neuer Moden hier etwas länger dauert als anderswo. Und so standen denn tatsächlich noch anfangs der sechziger Jahre fünf der strohgedeckten Holzkonstruktionen in mehr oder minder verbautem Zustand. 1971 setzte sich dann die Idee durch, an das in Kürnbach erhaltene Haus einen kleinen Weiler mit strohgedeckten Häusern anzugliedern. Wir hofften, wenigstens ausschnittsweise jenes Siedlungsbild wiederzugewinnen, das Dürer vom fränkischen Dorf Kalkreuth gab.

Nun wird über die Aufnahme eines Gebäudes in ein Museum gewöhnlich nach folgenden Kriterien entschieden: 1. Aussagewert für die darzustellende Hausformenlandschaft; 2. Handwerkliche und/oder formale Qualität; 3. Erhaltungszustand und Translozierbarkeit. Dabei ist die Versuchung groß, die letzteren Gesichtspunkte in den Vordergrund zu schieben, solange kein klares Konzept vorliegt, wie die Präsentationsschwerpunkte zu bilden sind. Dieser Versuchung konnten wir leicht widerstehen: die Arbeit Koleschs und die Untersuchung der wenigen Objekte ersparte uns die Qual der Wahl, und der Forschungsstand zeigte, daß diese altoberschwäbischen Bauten eine Art „missing link“ für die Entwicklungsgeschichte des südwestdeutschen Bauernhauses sind. Es gab höchstens zu denken, daß sie alle erhebliche Eingriffe in ihre ursprüngliche Substanz hatten hinnehmen müssen und bereits derart im Verfall waren, daß eine Rekonstruktion schwierig werden mußte. Sollte man sich nicht lieber mit einer wissenschaftlich sauberen Dokumentation begnügen und allenfalls die Rekonstruktion nur auf dem Papier vornehmen, wo man ja die Teile offen lassen konnte, für die zu wenig Informationen vorlagen, anstatt sich für einen Wiederaufbau ständig zu eindeutigen Aussagen zu zwingen, die man nie mehr revidieren kann? Oder sollte man dem immer wohlfeilen guten Rat folgen, sich eben an den letzten belegten Zustand des Gebäudes zu halten und diesen wiederherzustellen? Ich entschied mich damals dafür, in zwei Fällen zu versuchen, die ursprüngliche Form der Häuser wiederzugewinnen, um handfest vorführen zu können, wo die Wurzeln für die rezen-

ten Bauernhausformen Oberschwabens zu suchen sind. Und so kam es zum Wiederaufbau des Voggenhauses und der Hueb.

Kritik ist hier leicht anzusetzen – vor allem wenn man einen hinlänglich puristischen Standpunkt einnimmt. Bei der Rekonstruktion verlorener Bauformen macht man die Fehler immer in derselben Richtung: man ist gezwungen, Informationen aus den erhaltenen Teilen auf die verlorenen zu übertragen, und dies führt zu Formwiederholungen und damit zu Vereinheitlichungen dort, wo potentiell Vielfalt und Lebendigkeit bestand. Rekonstruktionen geben also stets nur ein ungefähres und meist stark unterkühlt wirkendes Abbild der vergangenen Wirklichkeit. Aber ist das nicht immer so, wenn man ein Ding aus seinem Umfeld nimmt und ins Museum stellt? Ein Museum ist und bleibt ein Kunstgebilde und seine Exponate sind nicht aus sich heraus lebendig. Ihre Funktion ist es, einen ausschnittweisen Einblick in bestimmte kulturelle Zusammenhänge zu ermöglichen. Dies gelingt aber nur über das eigene und höchstpersönliche Bemühen des Betrachters, dessen innere Distanz zum Objekt allerdings zuerst abgebaut werden muß. Dazu soll dieser Bericht beitragen, und zwar gerade dadurch, daß er auch die Nöte und Sorgen schildert, welche der Wiederaufbau der Hueb allen Beteiligten brachte.

Die Geschichte des Hauses ist aus archivalischen Quellen in großen Zügen bekannt. Dr. Krezdorn fand das Hofgut bereits im Jahre 1490 als waldburgisches Senioratslehen genannt und konnte eine ganze Reihe von Lehensträgern feststellen, bis es 1825 im Gefolge der Reformen des Freiherrn vom Stein zum Freigut wurde. Das Gut umfaßte 52 Jauchert Ackerland und 8 Mannsmahd Wiesen. Die Frage, ob unser heutiges Haus zu dem Hof von 1490 gehörte, läßt sich insoweit positiv beantworten, als es nicht sehr viel später gebaut worden sein kann, weil einige spezielle Fachwerkdetails ab der Mitte des 16. Jahrhunderts nicht mehr vorkommen. Wir haben also auf jeden Fall eines der ältesten süddeutschen Bauernhäuser vor uns.

Auf hohes Alter weisen sowohl Grundriß wie Konstruktionsprinzip. Der Hausform nach gehört die Hueb zu den quergeteilten bodenebenen Einheitshäusern, welche die wichtigsten Elemente des bäuerlichen Gehöftes, nämlich Wohnung, Stall, Scheune und Speicher unter einem großen Dach zusammenfassen. Innerhalb dieser Gruppe, die vermutlich ab dem Hochmittelalter die Hauslandschaften Südwestdeutschlands prägte, verkörpert dieses Haus einen klassischen Typus: Küchenflurhaus mit Hochsäulenkonstruktion. Dies bedeutet, daß hier die Zone, welche durch die Haustüre betreten wird und das ganze Haus durchquert, zugleich Verkehrsfläche und Küche ist. Die Weite dieser Zone ist beträchtlich, was aber nicht nur funktional sondern

auch konstruktiv motiviert ist. Denn diese Weite ergibt sich aus dem Abstand der beiden Querwände = „Binder“, der sich seinerseits aus dem wünschenswerten Abstand der Hochsäulen herleitet, welche in die Querwände eingearbeitet sein müssen, um frei in den Dachraum ragen und den Firstbaum tragen zu können. An der Hueb sind es vier mastenartige Stämme von fast 12 Meter Höhe, die im Inneren allein das mächtige Dach tragen. Es ist verständlich, daß man nicht mehr Hochsäulen stellt als nötig und daß man ihnen möglichst gleiche Abstände gibt. Daraus ergeben sich für den Grundriß im Inneren etwa gleichweite Zonen – oder „Gefache“ – die man nach ihren Funktionen bezeichnet. Die beiden äußeren Gefache aber können freier in ihren Dimensionen bestimmt werden, was man insbesondere zur Vergrößerung des Stubengefaches nützt. Dennoch besteht auch hier ein gewisser Zwang aus der Hochsäulenkonstruktion des Daches: die Wand zwischen Stube und Kammer bzw. zwischen der darüberliegenden Elternkammer und der hinteren Kammer ist an das längslaufende, die Deckenbalken in der Mitte tragende Rähm gebunden – und an dieses muß der Aussteifung in Längsrichtung wegen



Das Ständergerüst wird über den Grundschwelle aufgerichtet.
Foto: M. Gerber

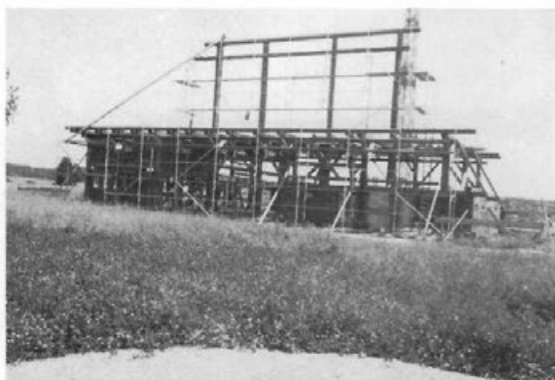
auch die Hochsäule herangerückt werden. Also ist die Stubenwand im Prinzip auf die Hausmitte festgelegt bei der Hochsäulenkonstruktion.

Nun erlaubt aber doch die einfache Konstruktion der Dachflächen selbst, sich bis zu einem gewissen Grad aus diesen Zwängen zu befreien. Die Stroheckung wird von „Rofen“ getragen, die als starke Fichtestangen paarweise über den Firstbaum gehängt sind und beliebig geneigt und aufgeteilt werden können. Sie laufen ohnehin nach unten fächerförmig auseinander, um die beim Walmdach unterschiedlichen Längen von First und Traufen auszugleichen. Man kann dieses Dach unschwer herunterziehen, und dies hat man an der Hueb auf der Rückseite getan, um dort eine Art „Abseite“ zu erhalten, die im Erdgeschoß die Haustiefe auf

13,10 m steigert. Mit einer Länge von 23,65 m bei ebenfalls über dem Schopf abgeschleppten Dach wurde die Hueb zu einem der größten altoberschwäbischen Bauernhäuser, von denen wir wissen.

Die Wände bestanden ursprünglich aus einem Ständergerüst mit Füllungen, das vollkommen ohne Eisenteile auskam. Baumaterial war ausschließlich Fichte für die Holzkonstruktion. Bei dieser Bauweise werden starke senkrechte Pfosten auf einen Grundschwellenrahmen gestellt und tragen unmittelbar das Dachgebälk. Zwischendecken werden auf Riegel aufgelegt, welche zwischen die Ständer eingefügt werden. Geschlossen werden die Felder zwischen den Ständern entweder mit massiven Bohlen oder mit gefülltem Fachwerk. Dabei muß hauptsächlich das Fachwerk die Aussteifung der Wandflächen übernehmen.

Die Hueb war bestimmt nicht das Werk eines Anfängers auf diesem Gebiet. Die Konstruktion wurde auch nicht einfach an Ort und Stelle zusammengespengelt, sondern auf dem Zimmerplatz regelgerecht vorgerichtet oder nach der Fachsprache „abgebunden“. Beweis dafür sind die Abbundzeichen, welche die alten Hölzer noch tragen. Sie fol-



Die vier Hochsäulen sind aufgerichtet und tragen den Firstbaum und den ersten Rafen. Foto: M. Gerber

gen einem altertümlichen System, bei dem auch Doppelbezeichnungen vorkommen – aber immer nur an Hölzern, die sich eindeutig unterscheiden lassen. Solche Abbundzeichen aber braucht man nur, wenn die Konstruktion vorgefertigt und dann an Ort und Stelle aufgerichtet wird.

Die Erfahrungen mit den alten Bausubstanzen zeigen, daß die Lebensdauer einer solchen Holzkonstruktion nicht über 200 Jahre beträgt, wenn nicht ganz ungewöhnlich günstige Umstände vorliegen. Deshalb sind Häuser mit Baudaten vor dem 30jährigen Krieg so selten bei uns. Und fast immer sind dann die Außenwände von Wohnteil und Stall erneuert. Dementsprechend waren an der Hueb sämtliche alten Bohlenwände ersetzt durch rezentere Wandkonstruktionen. Der Wohnteil hatte eine Un-

terkellerung erhalten und massive Feldsteinmauern im Erdgeschoß, während im Obergeschoß ein neues Fachwerk zwischen die hier noch teilweise erhaltenen, aber durchweg unten abgesägten Ständer eingefügt worden war. Die Zierformen dieses Fachwerks lassen die Reparatur auf die Zeit um 1700 datieren.

Wahrscheinlich fällt auch der Umbau der alten Flurküche in diese Zeit. Ursprünglich hatte diese die übliche, um ein halbes Geschoß nach oben verspringende Decke aus massiven Bohlen, die als Schirm gegen den Funkenflug diente und unter der sich der Rauch aus Herd und Stubenofen sammelte, abkühlte, die Fleischvorräte ebenso konservierte wie das im Dachraum lagernde Korn und die Holzteile mit einem schützenden Glanzruß überzog, ehe er einfach durch das Dach ins Freie abzog. Dieser Rauchschirm wurde beim Umbau herausgenommen und eine Decke auf Normalhöhe eingezogen, auf die man ein gemauertes Rauchhaus mit Schornstein aufsetzte. Dadurch gewann man im Obergeschoß eine Verkehrsfläche, die über eine ins Erdgeschoß eingebaute Treppe erschlossen war und sämtliche Kammern bequem erreichen ließ, die früher hinter der Elternkammer mit ihrer Stiege von der Stube her „gefangen“ waren.

Auch der Stall erhielt gemauerte Außenwände. Über ihm aber wurde eine Knechtekammer in den Heuboden eingebaut, für deren Fenster man die ganze Wand über dem Stall herausnahm. Gemauert wurde außerdem der größte Teil der Schopfwände.

Wohl um die Jahrhundertwende erhielt der Wohnteil die Ansicht, wie es die alten Fotos und Bauaufnahmen zeigen. Die Wetterseite wurde in Ziegelmauerwerk hochgezogen und neue Fensteröffnungen gemauert, die in ihrer regelmäßigen Anordnung die Gestaltungsideale jener Zeit wiedergaben. Da zudem ein neues Wirtschaftsgebäude errichtet wurde, diente der alte Stall nur noch hilfsweise als solcher. Aber der Bergeraum unter dem mächtigen Strohdach nahm noch immer das Getreide auf, das nach wie vor in der Tenne gedroschen wurde – wenn auch mittlerweile mit Hilfe einer Dreschmaschine. Und bis in die letzten Jahre hing an der Hochsäule zwischen Wohn- und Wirtschaftsteil ein Tierschädel, der wahrscheinlich aus der Bauzeit stammte und den erst ein ehrfurchtsloser Dreschnecht herunterholte.

Was an diesem Haus noch an Holzteilen aus der Bauzeit stammte, war im Inneren an seinem schwarzen Überzug aus Glanzruß gut zu erkennen, soweit die Teile freilagen. Aber an einen vorsichtigen Ausbau war 1971 nicht mehr zu denken, weil man den Bau nur noch unter Lebensgefahr betreten konnte. Das Dachgebälk war durchgebrochen und hatte die unteren Decken durchschlagen. Es blieb gar nichts mehr anderes übrig, als das Gefüge vollends auseinanderzureißen und die alten Holzteile aus dem



Die Holzkonstruktion steht und läßt den Blick in den Dachraum mit seinen vier Hochsäulen frei.

Foto: G. Dahinten

Schutthaufen herauszuziehen. Auf diese Weise wurden immerhin um 70 alte Teile geborgen, genau vermessen und aufgezeichnet. Diese „archäologische Bauaufnahme“ sollte ermöglichen, an den Einstellungen und Formen der Holzbauteile ihre Funktion im ursprünglichen Gefüge zu erkennen und auf die in sie eingelassenen, aber nicht mehr erhaltenen Teile rückzuschließen. Es wurde auch sehr schnell klar, daß an der Hueb die Bohlenausfachungen nicht wie sonst bei altoberschwäbischen Bauernhäusern üblich auf das Erdgeschoß beschränkt waren, sondern am Wohnteil auch im Obergeschoß auftraten. Also mußten an diesem Bau Bohlen- und Fachwerkwände gefachweise im Wechsel angeordnet gewesen sein. Dies aber ist ein sicheres Merkmal für den frühen Ständerbau.

Die Auswertung des gesamten nun vorliegenden Materials, zu dem die älteren Bauaufnahmen und auch einige von mir noch am stehenden Bau durchgeführte, gezielte Messungen kamen, zog sich bis 1973 hin. Dann aber war die Konstruktion des Hausgerüsts klar, die zugrundeliegende Maßeinheit erkannt und das Verfahren der Arbeit des Zimmermanns auf dem Reißboden zu rekonstruieren. Da bisher über die Planung eines solchen Hauses so gut wie nichts bekannt war, sei dieses Ergebnis hier kurz referiert.

Das zugrundeliegende Maß hat den absoluten Wert von 28,8 cm. Es handelt sich hier mit Sicher-

heit um den „Werkschuh“, der für einige süddeutsche Städte die metrische Größe von 28,6... bis 29,2... cm hat. Die Schwankungen ergeben sich ganz einfach aus den Schwierigkeiten der Eichung der alten Meßgeräte. Deshalb muß an jedem Gebäude die Maßeinheit neu berechnet werden.

Die Gesamtlänge der Hueb war offenbar mit 82' (= 23,61⁶ m) ausgewiesen, die Gesamttiefe mit 45½' (= 13,10⁴ m). Für die einzelnen Gefache sind die Abstände der Bundebenen – also derjenigen Kanten der Binder, in denen die Holzteile „bündig“, d. h. in einheitlicher Ebene liegen – teilweise auf ½' gebrochen. Das ergibt sich aus der Arbeit auf dem Reißboden, wo entschieden wird, ob das Planmaß die Konstruktionsstärken der Binder mit einschließt oder nicht. Die Gegenüberstellung von Befundmaß und zu vermutendem Planmaß sieht wie folgt aus:

Gefach:	Stube	Küche	Tenne	Stall	Schopf
Befundmaß in '	20	13	14½	14½ (16½)	20 (18)
Planmaß in '	20	14	14	14	20

In der Ausführung wurde die Planlänge von 82' auf der Eingangsseite um wenige cm übertroffen, auf der Rückseite aber um etwa 25 cm unterschritten. Dies geht auf eine geringfügige Abweichung der beiden Querwände des Wohnteils von der exakten Parallelstellung zurück. Am Stallgefach dürfte (nachträglich?) auf der Eingangsseite eine Vergrö-

Berung um 2' vorgenommen worden sein, die aber im Schopfgfach wieder ausgeglichen wurde. Doch ist die technische Durchführung dieser Verschiebung, die zu einer Schrägstellung des Binders führen mußte, nicht mit letzter Sicherheit zu rekonstruieren und wurde beim Wiederaufbau auch nicht berücksichtigt.

Auch die Haustiefe von $45\frac{1}{2}'$ läßt sich auf ein einfaches Planmaß zurückführen: Die Stube hatte in beiden Richtungen das schöne Maß von 20' (einschließlich der Wände) – die beim Hochsäulenbau zweckmäßige Verdoppelung der Tiefe der Stube ergibt also 40' und die unter dem abgeschleppten Dach an das Hausgerüst angehängte Abseite hatte genau 5' Weite. Die Vergrößerung der Haustiefe um $\frac{1}{2}'$ trägt ganz einfach der Tatsache Rechnung, daß die Hochsäule hinter der Bundebene der Stubenwand steht und durch diesen Zuschlag ziemlich genau in Hausmitte (des Hauptgerüsts) kommt.

Interessant ist das Planmaß von 20' für die Stube in beiden Richtungen, das auch ausgeführt wurde. Der Plan geht also von einem Quadrat für die Stube aus – und genau dasselbe Prinzip fand ich auch an zwei anderen altoberschwäbischen Bauernhäusern, wobei allerdings nicht immer alle Wandstärken inbegriffen waren. Es handelt sich offenbar um eine feste Entwurfsregel für die Bemessung der Stuben.

Am Aufriß der Hueb bestätigte sich diese Rekonstruktion der Planungsvorgänge. Stall und Schopf sind die niedrigsten Räume und waren mit genau 7' (= 2,01 m) Geschoßhöhe (Oberkante Grundschwelle bis Oberkante Deckenbalken) bemessen. Die beiden Wohngeschosse sind je $\frac{3}{4}'$ höher, so daß das Maß für den Körper über den Grundschwellen $15\frac{1}{2}'$ (= 4,46 m) ausmacht. Der Abstand vom Dachgebälk bis zur Oberkante des Firstbaums beträgt ziemlich genau $24\frac{1}{2}'$ (= 7,05 m). Dies ergibt als Gesamthöhe – und damit als Richtmaß für die Hochsäulen – genau 40' (= 11,52 m). Sicher waren die Planmaße für den Aufriß 15' und 25'.

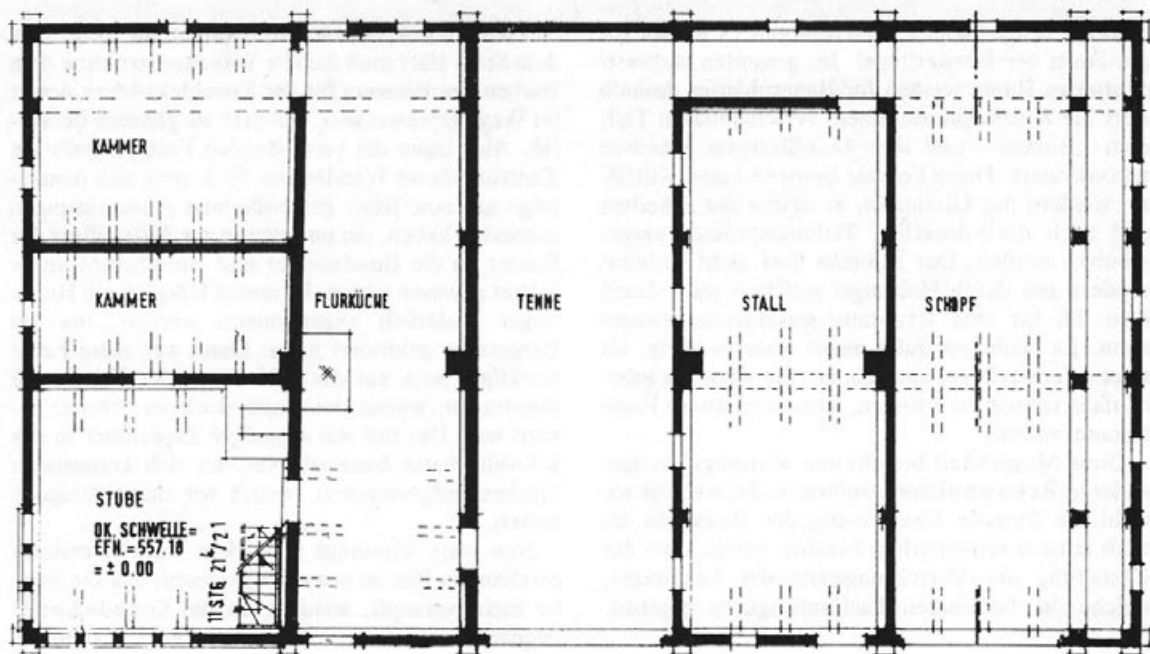
Nachdem wir nun soviel von dem alten Haus wußten, erschien es den zuständigen Stellen schon sehr verlockend, einen Wiederaufbau anzustreben. Dem stand jedoch entgegen, daß so gut wie keine Informationen über die Fensteröffnungen und -formen zu gewinnen gewesen waren und auch unbekannt war, wie das Fachwerk nun im Detail eigentlich ausgesehen hatte. Diese Dinge prägen aber die Erscheinung eines Bauwerks entscheidend, und so schien mir eine Gesamtrekonstruktion doch sehr bedenklich. Indessen waren der Hinweis auf die Einmaligkeit des Bauwerks und auf seinen besonderen Anschauungswert für das Museum – und vor allem die Tatsache, daß wir bisher nur Kleinbauernhäuser hatten – derart gewichtige Argumente, daß ich schließlich meine Bedenken zurückstellte. Aber ich wollte zuerst beim Wiederaufbau des Voggenhauses

Erfahrungen sammeln. So ging ich erst 7 Jahre nach dem Abbruch an die Wiederaufbauplanung. Es bedurfte nicht weniger als dreier Durchgänge, bis dann nach weiteren 2 Jahren die Planung stand. Die beiden Hauptprobleme und meine Lösungsvorschläge sollen beschrieben werden.

Von den einstigen Fenstern der Hueb war die Lichtweite eines sehr kleinen Kammerfensters aus den Einblattungsspuren für zwei Fachwerkpfeiler auf etwa 46 cm zu erschließen. Dies ließ eine Dimension von $1\frac{1}{2}'$ (= 43,2 cm) vermuten. Für die Kammerfenster im Obergeschoß konnte immerhin die Lichthöhe aus der Lage der Brüstungsbohlen in den hier noch erhaltenen Ständern mit 80 cm abgelesen und $2\frac{3}{4}'$ (= 79,2 cm) gleichgesetzt werden. Die jeweils andere Dimension mußte nun unter Berücksichtigung der unterschiedlichen Konstruktionen der Wände und aus dem Vergleich mit zeitgenössischen städtischen Häusern oder jüngeren Bauernhäusern gewonnen werden und ist dementsprechend etwas unsicher. In allen beobachteten Fällen aber sind die Fensteröffnungen oder -flügel stets schmaler als hoch, und ich habe nie Lichtweiten über 65 cm beobachtet. Dieses Maß wurde also als Maximalmaß aufgefaßt und auf $2\frac{1}{2}'$ (= 64,8 cm) festgelegt. Dazu war von der Beobachtung auszugehen, daß sich bei Bauernhäusern die größten und zahlreichsten Fenster immer in den Stuben finden und die Kammern je nach Funktion kleinere Fenster haben. Und schließlich ergaben die im Obergeschoß bekannten Brüstungshöhen, die im Erdgeschoß etwas niedriger ausfallen konnten, Anhaltspunkte für eine wünschenswerte Differenzierung der Öffnungsgrößen.

Aber jetzt erst stellte sich die entscheidende Frage: waren diese Fenster einflügelig, zweiflügelig oder sogar mehrflügelig in der Form eines Fensterbandes angeordnet? Das Fensterband ist ein entwicklungsgeschichtlich sehr bedeutsames und die Erscheinung eines Bauwerks erheblich bestimmendes Detail. Die Hausforschung hat es den „Alemannischen Fenstererker“ genannt und ist sich nicht ganz einig, ob die Form aus dem gotischen Steinbau oder aus den Gefügebedingungen der Bohlenwand abzuleiten ist. Konnte die Hueb diese Fensterform – in der Stube – gehabt haben?

Wir haben aus der Bauzeit der Hueb eine Reihe hervorragender Beispiele für das Fensterband aus oberschwäbischen Städten und auch einige Belege dörflicher Bauten, jedoch nur an Pfarrhäusern und Häusern grundherrlicher Vögte am Bodensee. Aber selbst bei diesen wissen wir nicht, wie die Fensterflügel ausgebildet und ob sie schon verglast waren. Denn in dieser Zeit bespannte man selbst bei Rathäusern gelegentlich noch die Fenster mit ölgetränkter Leinwand oder mit Tierhäuten oder -blasen. Der Lichteinfall dürfte dabei ähnlich spärlich gewesen



Grundriß

sein wie bei den handtellergroßen Gläsern, die man in Blei fassen mußte und die aus Kostengründen nur bei besonderen Bauten in Betracht kamen. Ich sehe in diesem geringen Lichteinfall den Anlaß, bei bestimmten Raumfunktionen die Fensteröffnungen zu reihen – und zwar ganz unabhängig vom Baumaterial der Wände.

Der große Nachteil aber eines solchen Fensterbandes besteht darin, daß sich die Flügel nur schwer durch Läden sichern und schützen lassen. Die alten Darstellungen zeigen denn auch neben den äußeren Schlagläden Klapp- und Zugläden – soweit man nicht überhaupt auf Läden verzichtete. Dies alles muß sich aber beim Aufkommen des Tafelglases geändert haben. Man konnte nun glatte und hochtransparente Gläser in hölzerne Rahmen einsetzen. Andererseits mußte man aber natürlich gerade diese möglichst schützen. Folglich dürfte die Erfindung des Tafelglasgießens einerseits dem Fensterladen Vorschub geleistet haben, andererseits aber auch der Reduzierung auf das zweiflügelige Fenster: man konnte der besseren Lichtausbeute wegen doch eher auf die Fensterreihe verzichten als vorher. Diese Tendenz dürfte der aufkommende Mauerwerksbau noch beschleunigt haben, weil hier eine sehr enge Reihung technisch schwieriger ist als im Holzbau.

Dieser hier mangels gezielter Untersuchungen theoretisch angenommene Entwicklungsgang spiegelt sich an den Bauernhäusern Oberschwabens. Das Fensterband ist an einigen wenigen Beispielen aus Koleschs Denkmälerliste belegt, erscheint aber als Ausnahme. Indessen zeigten alle von mir beobachteten altoberschwäbischen Bauernhäuser erheb-

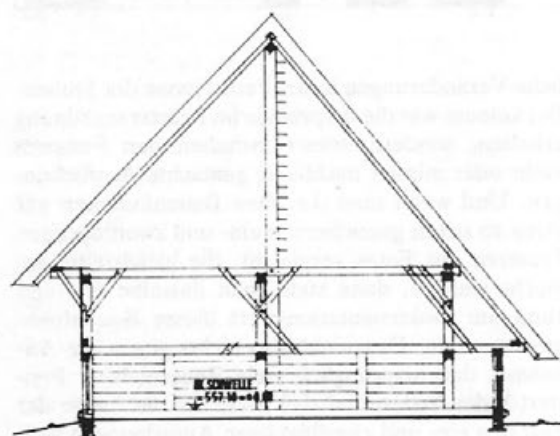
liche Veränderungen in der Fensterzone der Stuben. Bei keinem war die ursprüngliche Fensteranordnung erhalten, sondern immer zwischen den Fenstern mehr oder minder nachlässig gemachte Ausflickungen. Und wenn man die alten Bauaufnahmen mit ihren so schön gezeichneten ein- und zweiflügeligen Fenstern mit Fotos vergleicht, die gleichzeitig gemacht wurden, dann stellt man dasselbe fest und kann am Dokumentationswert dieser Bauaufnahmen zweifeln. Es spricht also nichts gegen die Annahme, daß ursprünglich viele Bauernhäuser Fensterbänder hatten und daß diese nur im Laufe der Zeit den ein- und zweiflügeligen Anordnungen weichen mußten.

Ein besonders sprechendes Beispiel für diesen Vorgang haben wir in dem großen, 1701 gebauten Fachwerkhaus des Bürgermeisters Rief in Winterstettenstadt. Hier waren ursprünglich in Stube und Elternkammer (!) breite, vermutlich dreiflügelige Fenstergruppen angeordnet, die heute wiederhergestellt sind. In der Zwischenzeit aber waren diese Fenster verengert und zu zweiflügeligen Fenstern mit Schlagläden gemacht worden.

Auf diese Weise ist also eine ganz bestimmte Fensterform verschwunden, die früher das Aussehen altoberschwäbischer Bauernhäuser doch sehr stark geprägt haben muß. Um sie nicht ganz vergessen zu lassen, habe ich mich entschlossen, diese Form der Fensteranordnung bei der Stube der Hueb zu zeigen. Sie könnte an keinem der altoberschwäbischen Häuser im Museum mit mehr Berechtigung rekonstruiert werden als hier.

Keine zeitgenössischen Belege gibt es jedoch für die Form der Fensterflügel. Im gesamten südwestdeutschen Raum werden für Bauernhäuser deshalb stets die Holzflügel mit einem verschiebbaren Teil, dem „Rucker“, und sehr kleinflächigen Scheiben rekonstruiert. Diese Fenster besitzen keine Kittfälze, sondern nur Glasnuten, in welche die Scheiben und auch die schwachen Teilungssprossen eingeschoben werden. Der Rahmen darf nicht verleimt sondern nur durch Holznägel gesichert sein, damit man ihn für eine Reparatur auseinandernehmen kann. Es bleibt vorläufig nichts anderes übrig, als solche Fensterflügel einzubauen. Sie wären gegebenenfalls ja auch zu ersetzen, wenn eine ältere Form bekannt würde.

Diese Möglichkeit besteht nun allerdings bei dem anderen Rekonstruktionsproblem nicht, welches sowohl die formale Erscheinung des Bauwerks als auch seine Standsicherheit berührt, nämlich bei der Gestaltung der Versteifungsteile des Fachwerks, welche die berühmten Fachwerkfiguren ergeben.



Schnitt

Hier hatten wir ausgerechnet für die Eingangsseite weder vom Haustürfeld noch vom Feld über dem Stall unmittelbare Hinweise. Allerdings hatte der rechte Ständer im Haustürfeld in Brüstungshöhe ein sauberes Zapfenloch, und die Schwelle darunter zeigte gerade noch die Hälfte eines solchen unmittelbar an der Stelle, wo sie beim Umbau abgesägt worden war. Zum Glück hatte sich derjenige, der die Schwelle absägte, nachdem er die Säge schon direkt am Ständer angesetzt hatte, überlegt, daß es besser wäre, etwas Holz stehen zu lassen, sonst wäre diese wichtige Spur auch noch vernichtet gewesen. Aber ich konnte mir doch solange keinen rechten Reim darauf machen, solange ich noch annahm, daß dieses Feld auch im Erdgeschoß wie im Obergeschoß Bohlenwände gehabt haben müsse. Die Lösung fand sich schließlich im Zusammenhang mit

den Überlegungen zur Strebenfigur im Feld über dem Stall. Hier muß die alte Wandkonstruktion dem Einbau des Fensters für die Knechtekammer derart im Wege gewesen sein, daß man sie gänzlich herausriß. Also lagen die versteifenden Fachwerkteile im Zentrum dieses Wandfeldes. Es konnte sich demzufolge um eine jener geschoßhohen Auskreuzungen gehandelt haben, die im Inneren zur Aussteifung der Binder an die Bundständer und Bundbalken angeblattet gewesen waren. Es mußte lediglich ein Brustriegel zusätzlich angenommen werden, der im Bergeraum gehindert hätte. Dann war diese Fachwerkfigur auch auf das Feld neben der Haustür zu übertragen, womit das Zapfenloch im Ständer erklärt war. Das fast mit abgesägte Zapfenloch in der Schwelle hatte demnach eine der sich kreuzenden Streben aufgenommen, womit wir deren Neigung hatten.

Nun wäre allerdings nach dem Vorbild anderer Streben am Bau zu erwarten gewesen, daß die Strebe nicht verzapft, sondern an die Grundschwelle angeblattet gewesen wäre. Aber es ist technisch verständlich, daß man hier lieber einen Zapfen ausführte: das nur mit einem Holznagel gesicherte Blatt in Form eines Schwalbenschwanzes ist frei sichtbar und gegen Spritzwasser völlig ungeschützt, während der Zapfen in der Oberfläche der Grundschwelle durch die Ausmauerung abgedeckt wird. Wenn das Blatt korrodiert, verliert die Strebe ihren Halt und kann herausfallen. Wir haben hier sicher eine der Ursachen, weshalb an einigen südwestdeutschen Hausbauten des ausgehenden 15. Jahrhunderts die Streben oben noch verblattet, unten aber verzapft sind – und deswegen die Bauordnung der Stadt Ulm in dieser Zeit bereits das Verblatten verbietet!

Mit dem Fensterband und den geschoßhohen Auskreuzungen aber hat die Hueb nun die für das späte 15. Jahrhundert typischen Einzelformen erhalten, die es auf jeden Fall wert sind, vor dem völligen Vergessen bewahrt zu werden – auch wenn uns die letzte Sicherheit darüber fehlt, ob sie genau so ursprünglich ausgeführt waren.

Als dann die im Sinne dieser Rekonstruktion durchgeführte Wiederaufbauplanung den beschließenden Gremien des Landkreises vorlag, kam prompt die Frage, ob man dieses Haus denn überhaupt nach heutigen Gesichtspunkten standsicher errichten könne. Nun hatten wir in Dr.-Ing. H. Brünninghoff, Ulm, einen sehr verständnisvollen Holzbaustatiker gewonnen, der zeigen konnte, daß die Hueb im großen und ganzen durchaus standsicher konstruiert gewesen ist – allerdings ohne unsere modernen Sicherheitszuschläge. Dies bedeutet, daß man die Tragfähigkeit des Holzes durchaus kannte, aber auch restlos ausnützte. Zweifellos keine Angelegenheit der Berechnung, sondern der Erfahrung!

Es ist selbstverständlich, daß man bei einem Museumsobjekt, das von vielen Leuten betreten werden wird, überall dort auf Sicherheit achtet, wo es nur möglich ist. Wir haben deshalb an den Stellen, wo es erforderlich war, die alte Konstruktion durch moderne Hilfsmittel verstärkt und dies auch offen gezeigt, wo ein Verbergen zur Irreführung des Betrachters hätte verleiten können. Nicht sichtbar sind die frostfreie Gründung aus Beton und die Montagestützen unter den Grundschrillen aus Profilstahl, die die Lasten korrekt abführen und dem Zimmermann erleichterten, die Grundschrillen mit ihren Oberkanten sauber in die Waagerechte zu bringen. Die meisten der alten Holzbauteile, die wir noch wiederverwenden konnten, mußten geflickt oder angestückt werden. Soweit dies nur durch Eisenschrauben und -krallen möglich war und die betreffende Stelle nicht ursprünglich einen Holznaegel gehabt hatte, wurde darauf verzichtet, die Schraube mit einem solchen zu kaschieren: es hätte sonst ein Detail vorgetäuscht, das es als solches nie gegeben hat.

Auf der anderen Seite mußten wir gerade deshalb, weil die meisten Hölzer neu anzufertigen waren, darauf bedacht sein, den Bau nicht als geblätteres, blasses Modell erscheinen zu lassen. Hier kam uns zugute, daß der 76jähr. Altmeister Gebhard Dieng von der Firma Franz Walser aus Bad Schussenried die Technik des Bebeilens der Stämme noch beherrschte und an seine jüngeren Kollegen weitergeben konnte. Die mit dem Breitbeil behauene Oberfläche wurde dann recht lebendig, wenn man das bei

unseren heutigen Hölzern unverzichtbare Konservierungsmittel gefärbt nahm. Obwohl auch mir bekannt ist, daß dieses Einfärben in Fachkreisen umstritten ist und vielfach rigoros abgelehnt wird, war mir wichtiger, schon jetzt eine Art Patina zu haben und nicht ein Jahrzehnt darauf warten zu müssen.

Im Prinzip überhaupt nicht mehr auszuführen ist ein schwäbisches Strohdach. Bei dieser Deckungsart wurden die Strohbinden auf der Oberfläche durch miteingebundene geschälte Holzstecken gesichert. Man kann solche noch am spätgotischen Hochaltar in der Klosterkirche zu Blaubeuren sehen, und alle alten Strohdächer zeigten sie noch. Aber wir können mit Stroh als Deckungsmaterial nicht mehr arbeiten. Man hat es Ende der fünfziger Jahre in Kürnbach mit eigens gezogenem und handgedroschenem Roggenstroh noch einmal versucht und mußte nach knapp 20 Jahren die Deckung in Schilf erneuern. Das Stroh hat nicht mehr den widerstandsfähigen Halm von früher! So mußten wir für das Dach der Hueb ungarisches Schilf nehmen und die Dachdecker aus Ostfriesland holen, wo die Rieddeckungen nie ausgestorben sind. Gut wäre es aber auch dafür, wenn man in den Häusern noch wie früher räuchern könnte!

Soviel zu unserem Unterfangen, mit dem Wiederaufbau dieses Hauses ein Stück Bauschaffen unserer Vergangenheit abzubilden. Ich kann nur hoffen, daß unsere Motive ebenso deutlich geworden sind wie die Grenzen unserer Möglichkeiten. Denn nur dann erhält die Hueb in Kürnbach für den Besucher den rechten Stellenwert.

Die Frauenzisterzen Oberschwabens

Baindt, Gutenzell, Heggbach, Heiligkreuztal und Wald

Von Dr. Otto Beck, Otterswang

Diese fünf Ortsnamen sind hierzulande den meisten bekannt. Wer auf der B 30 von Bad Waldsee nach Ravensburg oder umgekehrt fährt, gewahrt plötzlich die Wegweiser nach Baindt. Im Herbst macht der Wendelinusritt und in der Weihnachtszeit die Barockkrippe von Gutenzell von sich reden. Heggbach ist oft im Gespräch, wenn es um eine zeitgemäße Behindertenfürsorge geht. Aus Heiligkreuztal, das erst vor kurzem aus seinem Dornröschendasein wiedererweckt wurde, meldet sich jahe ein und jahraus die Stefanusgemeinschaft zu Wort. Und die Heimschule Wald gilt als hervorragende Bildungsstätte für Mädchen, die in den musischen Fächern gefördert werden sollen und überdies nach dem Abitur eine Handwerkslehre bestehen können.

Doch ist das bei weitem nicht alles, was die Besucher dort heutzutage erwartet. Rücken beim Näher-

kommen nicht überall historische Gebäude in den Blick? Auffallenderweise steht dabei immer eine verhältnismäßig große Kirche, jeweils von einem Spitzhelm oder einer Barockhaube überragt, im Mittelpunkt. Kunstkenner, die mit den Baustilen vertraut sind, wissen sofort: das Gotteshaus einer Zisterze! Die daran anschließenden Konventflügel – mag ihr Geviert auch nicht in jedem Fall unversehrt erhalten sein – bestätigen die Annahme. Reste der einstigen Klausurmauer, ein überkommenes Klostertor sowie sakrale Kunstwerke von hohem Rang in der unverkennbaren Stiftskirche vervollständigen das Bild. Gleichzeitig verlieren sich die letzten Zweifel, das meiste sei bloße Vergangenheit.

Man kann auch sagen: Gestalt gewordene Geschichte! Denn was da einem – am Abhang zum Schussental, im Biberacher Nonnenwinkel, auf der Voralb unweit von Riedlingen und im Hohenzollerischen – entgegentritt, ist nicht tot. Zwar stimmen